HERA LIND

DAS EINZIGE KIND

Roman nach einer
wahren Geschichte

KNAUR

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO_2-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de

Originalausgabe November 2023
Knaur Taschenbuch
© 2023 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: buxdesign, München
Coverabbildung: buxdesign I Lisa Höfner unter Verwendung
von Motiven Maryna Halton/Arcangel, Ildiko Neer/Trevillion Images
und Alan Swart/Alamy/mauritius images
Satz: Daniela Schulz, Gilching
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-52836-5

2 4 5 3 1

Vorbemerkung:

Dieses Buch basiert zwar zum Teil auf wahren Begebenheiten und behandelt typisierte Personen, die es so oder so ähnlich gegeben haben könnte, einen Anspruch auf Faktizität erhebt es aber nicht.

Diese Urbilder wurden jedoch durch künstlerische Gestaltung des Stoffs und dessen Ein- und Unterordnung in den Gesamtorganismus dieses Kunstwerkes gegenüber den im Text beschriebenen Abbildern so stark verselbstständigt, dass das Individuelle, Persönlich-Intime zugunsten des Allgemeinen, Zeichenhaften der Figuren objektiviert ist.

Für alle Leser und Leserinnen erkennbar, erschöpft sich der Text nicht in einer reportagenhaften Schilderung von realen Personen und Ereignissen, sondern besitzt eine zweite Ebene hinter der realistischen Ebene. Es findet ein Spiel der Autorin mit der Verschränkung von Wahrheit und Fiktion statt. Sie lässt bewusst Grenzen verschwimmen.

Es kommt die Bezeichnung »Zigeuner« vor, die heute als diskriminierend und abwertend gilt und nicht mehr gebräuchlich ist. Sie wird in diesem Buch an manchen Stellen dennoch verwendet und weder umschrieben noch vermieden oder nur angedeutet, da sie zu der Zeit, zu der die Geschichte spielt, gebräuchlich war und dazu beiträgt, die Zeit und die Zustände vorstellbar zu machen.

IRGENDWO BEI SOKOLICE, EHEMALIGES KÖNIGREICH JUGOSLAWIEN, LANDESTEIL BOSNIEN,

Frühling 1939

Nebenan machte sich meine Mame schön. Sie bemerkte mich nicht, während sie ihre langen schwarzen Haare mithilfe eines Handspiegels betrachtete und sich mit nacktem Oberkörper hin und her drehte. Ihre Mähne glänzte noch feucht, sie hatte sie im Bach gewaschen und wrang sie gerade auf der Türschwelle unserer Behausung aus. Neugierig lugte ich um die Ecke in unserem aus Lehm und Stroh erbauten Hüttchen, das in der Einsamkeit irgendwo im Nirgendwo lag.

Die Mame hatte mich auf das Strohlager im dunklen steinernen Nebenraum gesetzt, ich kleiner Knirps war wie immer nur mit einem Hemdchen bekleidet, unten herum war ich nackt. Das sparte Mame viel Arbeit, aber es war damals auf dem Lande im ehemaligen Jugoslawien absolut üblich. Alle kleinen Dreckspatzen liefen so herum. Ich war vielleicht drei oder vier Jahre alt.

»Djoko! Schlaf, Bub! Die Augen zu!« Mame wirbelte zornig herum, sie fühlte sich ertappt. Ausnahmsweise trug sie kein Kopftuch, weshalb ich nicht aufhören konnte, ihre langen Haare fasziniert anzustarren. Sie sah aus wie eine schöne Märchenfee, was nicht immer zu ihrem unberechenbaren Temperament passte.

»Aber ich kann nicht mehr schlafen, es ist ja schon heller Morgen!«

»Djoko, du sollst schlafen, habe ich gesagt! Ich will meine Ruhe haben!«

»Mame, darf ich auch einmal hineinschauen?« Ich war genauso dunkeläugig und dunkelhaarig wie Mame und hätte gern mal einen Blick in das blinkende Zauberding geworfen.

»Nein, das ist nichts für kleine Rotzbuben! Du machst mir den Spiegel noch kaputt!«

Unwirsch schickte sie mich wieder in meinen winzigen Verschlag aus Stroh. »Wenn du jetzt nicht schläfst, gibt es Ärger. Später musst du nämlich weit laufen, Djoko, und denk ja nicht, dass dich der Tate trägt!«

»Wo gehen wir denn hin?«

»Wenn Tate vom Dreschplatz zurückkommt, gehen wir zu deinen Großeltern. Aber jetzt gib Ruhe, sonst setzt es was.«

Tate war mein Vater, ein kräftiger, sehniger Mann, vielleicht zweiundzwanzig. Mame war sicher noch keine zwanzig.

Doch an Schlaf war nicht zu denken. Ich war viel zu aufgeregt! Endlich war der lange einsame Winter vorbei, in der völligen Abgeschiedenheit, in der Mame, Tate und ich auf dem winzigen kleinbäuerlichen Anwesen lebten. Mein stolzer, schöner, großer Tate hatte mit seinen Männern im Wald Wölfe gejagt, meine zierliche, mädchenhafte Mame hatte sich aus Angst vor wilden Tieren mit mir und unserer Dalmatinerhündin Cuja tage- und nächtelang in der dunklen Lehmhütte verschanzt. Aber nun stand die Tür zur grünen Wiese wieder weit offen, draußen gluckerte und plätscherte der liebliche Bach, die Vögel zwitscherten, die Blumen blühten, unsere drei Schafe, das Schwein und die Kuh grasten auf der Weide, und die kinderreiche Nachbarsfamilie, die jenseits des Baches wohnte, wusch unter lautem Hallo und Geschrei ihre Wäsche und sich selbst gleich mit.

Wie sollte ich da schlafen! Es war doch schon heller Tag! Aufgeregt buddelte ich mich auf meiner Schlafstelle im Stroh ein und warf die würzig riechenden Halme übermütig spielend in die dunkle Luft unserer stickigen kleinen Hütte.

Vor dem winzigen Fenster, in das die Morgensonne hereinschien, tanzten die Staubkörner, und ich musste husten.

»Still, Djoko! Du gehst mir auf die Nerven!«

Plötzlich raschelte etwas im Stroh, und ein glitschig-feuchter schwarzer Kriechtierleib züngelte zischend knapp an meinem nackten Gesäß vorbei.

»Mameeee! Eine Schlange!« Ich schrie wie am Spieß.

Mit einem Satz war Mame bei mir, riss mich am Schlafittchen von meiner kratzigen Schlafstätte und zerrte mich in den winzigen Wohnraum, wo sie mit dem milchigen Spiegel ein ausführliches Zwiegespräch hatte halten wollen.

»Dass du aber auch immer so einen Unsinn machst, Djoko!« Statt mich zu trösten, ließ sie eine schmale Weidenrute auf mein nacktes Hinterteil sausen. »Das werde ich dem Tate erzählen, dann gibt es Haue obendrein!«

»Au, Mame, au!« Vor Schmerzen trappelte ich barfuß auf dem lehmigen Steinboden herum.

Ich hatte es doch nicht mit Absicht gemacht! Die Schlange hätte mich fast gebissen!

»Was habe ich dir gesagt? Schlafen sollst du!« Mame ließ die dünne Weidenrute zischen. Sausend wickelte sich die lange Gerte um meinen kleinen nackten Körper und traf mein empfindliches winziges Geschlechtsteil.

Vor Schmerzen ganz taub, trippelte ich von einem Beinchen auf das andere.

»Au, mein Pipi!«

»Du bist selber schuld, Djoko, du ungehorsamer kleiner Bengel!« Sie riss mich am Arm und schüttelte mich, dass meine langen schwarzen Locken nur so flogen.

»Komm her, wenn wir schon dabei sind! Anständig sollst du aussehen, du Dreckspatz!«

Sie zwang mich mit den Knien in einen Schraubstock, griff zu

Papas scharfem Jagdmesser und schor mir den Kopf kahl. »Steh still, sonst tu ich dir noch mehr weh!«

Ich ließ die Prozedur mit zusammengekniffenen Augen über mich ergehen. Meine schwarzen Locken fielen in langen verfilzten Strähnen auf den Lehmboden. Nach getanem Werk drückte Mame mir den Reisigbesen in die Hand und befahl mir, sie wegzufegen.

»So, jetzt hast du wenigstens keine Läuse mehr.«

Warum meine Mame zu mir so hart war, konnte ich als drei- oder vierjähriger Knirps nicht begreifen. Wir hatten doch nur uns, sie hatte mich in dieser Hütte geboren! Aber der Umgangston war rüde und das Verhauen an der Tagesordnung. Mein Tate war auch nicht immer nett zu ihr, was wohl an der damaligen Rollenverteilung einer üblichen Ehe lag.

Wenn nicht sofort gehorcht wurde, ließen die Stärkeren ihre Fäuste oder die Weidenrute sprechen.

»Und jetzt ab in den Bach mit dir, Djoko!«

Wie ein Paket klemmte sie sich mich zappelndes Bündel unter den Arm und schleppte mich hinunter zum eiskalt sprudelnden Bach.

Die Nachbarsfamilie Jovanovic war bereits damit beschäftigt, ihre Kinder im Bach zu waschen. Auf der mit Morgentau bedeckten Wiese lagen ihre Laken, Blusen und Hemden zum Trocknen ausgebreitet, der laue Wind ließ sie lebendig aussehen wie riesige Schmetterlinge, die versuchen, zum Fliegen abzuheben.

»Ich will nicht!« Wütend strampelte ich mit den Beinen, mein Weinen ging aber in Lachen über, als ich die etwa gleichaltrige Nada bereits in den gurgelnden Fluten planschen sah.

»Hallo, Djoko! Komm rein, das Wasser ist so schön!« Mit ihren weißen Milchzähnchen im dunklen Gesicht grinste sie mich an. Vor ihr konnte ich ja wohl keinerlei Schwäche zeigen. Schaudernd ließ ich mich in das eiskalte Wasser gleiten.

»Wirf mir mal die Kernseife rüber!« Mame fackelte nicht lange

und tauchte mich zur Gänze in das sprudelnde Nass, bevor sie mich wieder hochriss, um mich einzuseifen. Zitternd vor Kälte stand ich da und versuchte, mein Zipfelchen mit den Händen zu bedecken. Denn eines hatte ich schon herausgefunden: Das Nachbarmädchen Nada hatte keines! Und genau deshalb starrte es immer so unverhohlen auf diese offenbar kostbare Seltenheit.

Mame hatte übrigens auch keines. Da die Frauen unter ihren Röcken niemals Unterhosen trugen, hatte ich auch diese für mich hochinteressante Tatsache schon herausgefunden. Während der Feldarbeit, bei der wir Kinder mit unseren Hunden und Katzen in der Nähe unserer Eltern herumtollten, setzten sich die Frauen einfach an den Waldrand, hoben ihre Röcke und verrichteten, was sie verrichten mussten. Wir Kinder taten es ihnen nach. Auch wenn unser karges Leben in der Abgeschiedenheit einsam und hart war, so fühlten wir Kinder uns doch wie Adam und Eva im Paradies. Außer, wenn wir eine Schlange aufscheuchten oder in einen verbotenen Apfel bissen, natürlich. Dann fuhr zwar nicht Gottes Zorn, aber der unserer temperamentvollen Eltern in Form von Stockhieben auf uns herab.

»Du hast Djoko seine schönen Locken abgeschnitten!« Johanna Jovanovic seifte ihre Tochter ein und ließ dabei ihre kräftigen Armmuskeln spielen. Harte Feldarbeit und der Umgang mit den Tieren hatten die Frauen zu starken Amazonen gemacht.

»Er war nicht brav. Statt zu schlafen, hat dieser kleine Satansbraten sich im Stroh eingegraben und es in die Luft geworfen. Und natürlich war da eine Schlange drin.«

»Dann musst du ihn verhauen.« Dieser nachbarschaftliche Rat kam nicht etwa spöttisch, sondern im Brustton der Überzeugung.

»Habe ich schon gemacht.« Mame schrubbte an mir herum.

»Auch wenn er mit seinen großen braunen Augen und seinen langen Wimpern aussieht wie ein Unschuldslamm. Du musst hart bleiben, Marusha. Mach einen Mann aus ihm.«

»Ich weiß. Davon lasse ich mich nicht beeindrucken. Er weiß nämlich selbst, wie süß er ist.«

Während die beiden Mütter handfeste pädagogisch wertvolle Ratschläge austeilten, ließ ich mich bereitwillig einseifen und abschrubben. Dass das eiskalte Wasser auf meinen frischen Striemen brannte, ließ ich mir nicht anmerken. Stattdessen liebäugelte ich mit der nackten Nada, die mir beiläufig kleine Kieselsteinchen zuwarf.

»Wir gehen heute zu unseren Großeltern!« Hoffentlich imponierte diese Verlautbarung der kleinen Nachbarstochter. »Wir warten nur noch auf meinen Tate. Der ist mit seinem Gewehr im Wald und bringt bestimmt einen Hasen oder Fasan mit.«

»Weiß ich doch. Mein Tate ist ja auch im Wald. Der bringt gleich zwei Fasane und drei Hasen mit! Und bestimmt einen Fuchs und vielleicht sogar einen Wolf.«

»Pah, den Wolf kann man ja gar nicht essen!«

»Aber das Fell abziehen und im Dorf verkaufen, Djoko, du Dummi!«

Der Punkt ging eindeutig an sie. Und zählen konnte sie auch! Vielleicht war sie ja schon fünf. Woher sollte ich das wissen.

Unsere Mütter ratschten, was das Zeug hielt. Der Frühling, die Morgensonne, der milde Wind, der sanft über die Erlen und Weiden am Bachufer strich wie heute früh die Haarbürste über Mames schwarz glänzendes Haar, die Hühner, die gackernd und aufgekratzt vor der offenen Feuerstelle scharrten, die Schafe, deren wollige Lämmchen sich an ihrem jungen Leben erfreuten, die zufrieden grunzende Sau, die sichtbar trächtig war: all das trug sicher zu ihrer ausgelassen fröhlichen Laune bei.

»Da kommen sie!«

Beide Frauen reckten die Köpfe, die schon wieder in bunten Kopftüchern steckten, und starrten auf den Waldrand, aus dem nun unsere Papas stapften. Sie hatten tatsächlich Erfolg gehabt und winkten triumphierend mit ihrer Beute.

»Stipan!« Mame platzierte mich unsanft auf einem Stein und rannte mit fliegenden Rockschößen meinem Tate entgegen. »Ich hatte wieder solche Angst um dich!«

»Geh, Marusha!« Tate breitete die Arme aus und drückte sie an seine dunkel behaarte Brust, ohne das blutende Federvieh, das er an den Krallen in seinen starken Händen hielt, loszulassen. Sein Blick unter seinem Sonnenhut, der ihn verwegen aussehen ließ, fiel auf mich.

»Warum hat Djoko eine Glatze? Er sieht aus wie ein gerupfter Vogel!«

»Der Bengel war nicht artig, und Läuse hatte er bestimmt auch!«

Sicher war sie oft einfach nur überfordert mit mir, der ich allerlei Flausen im Kopf hatte. Wochenlang war sie während des strengen Winters in der winzigen Hütte mit mir allein gewesen. Aus Angst vor den herumstreunenden Wölfen hatte sie während der schneereichen Zeit das einzige Fenster und die Tür mit Holzbrettern verbarrikadiert. In der dunklen Enge des Raumes, in dem nur ein kleines Bodenfeuer brannte, waren ihr meine kindlichen Streiche wohl allzu oft auf die strapazierten Nerven gegangen. Wie sollte sie mich auch beschäftigen, die ganze Zeit? Wir hatten doch nichts, keine Spiele, nichts zu lesen, keinen Zeitvertreib. Meine einzigen Spielgefährten waren die Katzen, die nachts die Mäuse fingen, und Cuja, unsere unendlich geduldige Dalmatinerhündin.

Eines Nachts, mitten im Winter, als Mame und ich alleine waren, hatte Cuja plötzlich angefangen zu knurren. Mame und ich lagen dich aneinandergeschmiegt mit der warmen Hündin im Stroh, als ihr ganzer Hundekörper sich versteifte, die Lefzen zitterten und ihre Ohren in die Höhe standen. Tate war mit einigen anderen Männern in den Wäldern zum Jagen. Sie übernachteten dann irgendwo in einsamen Unterständen oder Höhlen, immer bedacht darauf, nicht von Wölfen angefallen zu werden. Tate hatte schon

die schauerlichsten Geschichten erzählt: wie die Wölfe nachts in der schwarzen kalten Finsternis den Jägern auflauerten und den Männern keine Zeit mehr für einen gezielten Schuss blieb. Wenn man Glück hatte, konnte man sich noch in letzter Sekunde auf einen Baum retten, während die ausgehungerten Bestien bereits heulend am Stamm heraufsprangen und nach den Waden schnappten.

Tate hatte für solche Angriffe immer ein Seil mit, damit er sich für die restlichen Stunden der Nacht hoch oben auf den starken Ästen anbinden konnte. Denn die Wölfe gaben so schnell nicht auf. Tate hatte mir staunendem Dreikäsehoch schon oft geschildert, was passierte, wenn man auf dem Baum einschlief und den Wölfen quasi vor den Rachen fiel: Mehr als die Füße in den Stiefeln blieben von so einem Menschen selten übrig. Hatte man aber einen Wolf erwischt und erschossen, stürzten sich gleich Dutzende von Artgenossen gierig auf das tote Tier und fraßen es bis auf die Knochen auf. Das Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein war dagegen Babykram.

Cujas eigenartiges Knurren verschärfte sich. Aus nicht allzu großer Entfernung war das rasch herannahende, schauerliche Heulen von Wölfen zu hören.

»Mame! Ich habe Angst!«

»Still, Bub! Keinen Laut!«

Mame presste mich an sich und hielt Cuja die Schnauze zu. Das Knurren und Zittern des Hundes hielt an, ebenso wie das immer näher kommende mehrstimmige, schaurige Heulen der Wölfe. Mein kleines Herz raste wie verrückt. All die schrecklichen Szenen, die Tate mir erzählt hatte, jagten wie Blitze durch mein kleines Kindergehirn. Hatten sie meinen Tate schon in Fetzen gerissen und vertilgt? Hing noch ein Fuß von ihm aus einem der gefräßigen Mäuler? Schleppten sie seine blutdurchtränkten Opanken im Maul?

Plötzlich war es ganz still. Kein Heulen mehr, kein Knurren.

Grausame Stille. Nur mein eigenes Herz polterte wie die Wackersteine, die der Wind manchmal vom Hügel riss.

Und plötzlich fingen die Kuh, das Schwein, die Schafe und Hühner an zu kreischen und zu schreien, wie ich es noch nie aus tierischen Kehlen vernommen hatte. In ihrer Todesangst gaben sie Geräusche von sich, die mir das Blut in den Adern stocken ließ.

Mame hatte sich über mich geworfen und mir die grobe Wolldecke über den Kopf gepresst. Ihre Brust hämmerte an meinem kleinen Rücken. »Still, Bub!«

Sie krallte ihre Fingernägel in meine Schultern und biss sich selbst auf die Fäuste.

Draußen wütete und tobte das tödliche Gemetzel. Nach einer Ewigkeit wurde es plötzlich wieder bedrückend ruhig, als wäre nichts vorgefallen. Noch lange lagen wir wie erstarrt und wagten kaum zu atmen.

Am nächsten Morgen getrauten Mame und ich uns nicht aus der Hütte und warteten dicht aneinandergeschmiegt mit Cuja, der angsterfüllten Dalmatinerhündin, bis Tate endlich aus dem Wald gestapft kam. Als er das aufgerissene Strohdach des Stalles sah, stieß er einen lauten Fluch aus. Erleichtert schoben wir den dicken Balken von der Tür weg und stoben barfuß in den Schnee unserem lang ersehnten Retter entgegen.

»Heiliger Strohsack!« Tate warf seine blutende Jagdbeute in den Schnee und riss sich die Mütze vom Kopf. »Und das konntet ihr nicht verhindern?«

»Stipan, wir sind vor Angst fast gestorben!«

»Gut, dass wenigstens euch nichts passiert ist.« Tate schüttelte sich den Schnee von der Schulter und gab mir einen zärtlich rauen Kuss. Sein Dreitagebart kratzte nasskalt.

»Tapferer kleiner Bengel.«

Mit seinen löchrigen durchnässten Handschuhen riss Tate die Stalltür auf und prallte zurück. »Seht euch das an!«

Die Kuh und drei Schafe waren bis auf die Knochen aufgefressen. Ihre noch vom Schrei aufgerissenen Mäuler ragten skelettartig in das Dunkel des Stalls hinein. Die Zungen waren zerrissen und hingen in blutigen Fetzen schlaff aus blutigen Kiefern. Scharf stieg mir der Gestank nach Blut auf fauligem Stroh in die Nase. Verschreckt vergrub ich mein Gesicht in Mutters langen Röcken, doch mit einer rüden Handbewegung scheuchte sie mich weg.

»Geh, Bub, sei nicht lästig!«

»Das Schwein hat wenigstens überlebt.« Vater stiefelte auf seinen Opanken über das knackende Stroh und besah sich die trächtige Sau, die sich verstört die blutenden Klauen leckte. »Die kriegen wir wieder hin.«

»Und ein paar Hühner konnten sich auch retten.« Mutter schob mich von sich und inspizierte den Hühnerstall. »Wie gut, dass wir die steile Hühnerleiter gebaut haben.«

Überall lagen Federn, Knochen und blutige Tierfetzen. Doch niemand machte sich Gedanken darüber, ob das meine kleine Kinderseele belasten könnte. Die Eltern hatten andere Sorgen.

»Verfluchtes Wolfspack, euch werde ich es zeigen!« Vater knurrte und fluchte fürchterlich. Er hob die Faust zum wolkenverhangenen Himmel: »Der gottverdammte Schaden ist für so einen kleinen Bauernhof fast nicht wiedergutzumachen! Was soll jetzt aus uns werden, bei allen verdammten Heiligen?«

»Stipan, du versündigst dich!«

»Herrgottnochmal! Wir rackern und schuften Tag und Nacht bis zur totalen Erschöpfung und ziehen unseren Jungen groß, damit der Herrgott uns diese Ausgeburt der Hölle schickt und uns ausrottet?« Mein Tate schleuderte seine Mütze in den Schnee und stampfte darauf herum. Verstört spürte ich, wie meinem Vater der Schock heftig in allen Gliedern saß. Erst jetzt wurde ihm das Ausmaß der Zerstörung bewusst.

»Lass den Herrgott aus dem Spiel!« Mame überspielte ihren

Schock, indem sie die kaputten Eier einsammelte, die sie aus der Nähe des Hühnerstalls fischte. »Da kann man zur Not Rühreier draus machen … Bub, eil dich und hol ein Gefäß! Was stehst du noch hier rum und hältst Maulaffen feil?«

Als die Nachbarn, Herr und Frau Jovanovic, die meine Eltern mittels Rauchzeichen über die schneebedeckten Sträucher herbeigelockt hatten, den Schaden sahen, brachen auch sie mit den Eltern in lautes Wehklagen aus. »Oh, Gott, dass euch das passieren musste! Ihr hättet selbst in Fetzen gerissen und bis auf die Knochen abgefressen sein können … Verfluchte Bestien, wir werden euch ausrotten, und wenn die letzte Pistolenkugel dafür draufgeht!«

Niemand nahm auf eine drei- oder vierjährige Kinderseele Rücksicht.

»Wir werden wohl wegziehen müssen«, ächzte Vater, der inzwischen mit Herrn Jovanovic ein paar Sliwowitz heruntergekippt hatte. Mutter und Frau Jovanovic labten sich an heißem Kaffee, und mir hatte man eine Schale warme Honigmilch über den Holztisch geschoben.

»Ach nein, das könnt ihr uns nicht antun!«, jammerten die Nachbarn. »Wir leben jetzt seit Jahr und Tag friedlich miteinander am Bach, weit und breit gibt es keine andere Menschenseele, ihr dürft uns in dieser Einöde nicht zurücklassen!«

»Aber wir haben nichts mehr, von dem wir leben können!« Verzweifelt kippte der Tate sich den nächsten Stumpen Sliwowitz hinter den Kehlkopf, der auf faszinierende Weise auf und ab hüpfte. Mit dem Handrücken wischte er sich über die Nase. Fasziniert starrte ich auf seine schwarzen Bartstoppeln, die sich während seiner Wolfsjagd im Wald gebildet hatten.

»Wir gehen im Frühling hinunter ins Dorf und schauen auf dem Viehmarkt, was es für euch günstig zu erwerben gibt.« Der Nachbar schlug meinem Tate beruhigend auf die Schulter.

»Das wird, Stipan, lass den Kopf nicht hängen!«

Glücklicherweise war der Winter ohne weitere Vorkommnisse zu Ende gegangen, und jetzt, im Frühling, sprangen auf ihren staksigen Beinchen schon wieder zwei Kälbchen um eine Mutterkuh herum, die mit weichem Maul friedlich im Grase lag und wiederkäute.

Und ich lag mit meinem frisch geküssten Popo auf einem warmen Stein und ließ mir die Sonne auf die Glatze scheinen. Das war wirklich ungewohnt, plötzlich so ganz nackt da oben wie da unten. Die kleine Nada kicherte, und ich warf einen Stein nach ihr.

»Also was ist, gehen wir los?«

Mein Tate zwickte mich in den nackten Popo, und ich schrie verzückt wie verschreckt auf.

»Zieh ihm irgendwas an und dann machen wir uns auf die Socken!«

Da ich noch sehr klein war, konnte ich den schwierigen steilen Hohlpfad, der zu unseren Verwandten ins etwa fünf Kilometer weit entfernte Dorf Sokolice führte, nicht allein gehen. Mein Tate hatte mir lederne Opanken angefertigt, mit denen ich zuerst tatendurstig über Stock und Stein sprang, die mich aber bald arg an den nackten Füßchen drückten. Also stemmte mich mein Tate auf seine Schultern, was ich mit einem glücklichen Jauchzen quittierte. Nun überragte ich die mir bekannte Welt um ein Vielfaches und schlug übermütig mit meinem Stock das Dickicht über unseren Köpfen weg.

»Verwöhn den Bengel nicht so!« Eifersüchtig stapfte Mame auf ihren Opanken hinter uns her. Sie sah heute so wunderhübsch aus, ohne ihr Kopftuch, mit dem frisch geflochtenen langen schwarzen Zopf, der ihr glänzend über den Rücken hing. Bei jedem Schritt baumelte er wie ein großer Kuhschwanz hin und her. Damit konnte sie doch prima das Ungeziefer vertreiben!

Auf dem Hügel angekommen, setzte mein Tate mich schnaufend ab.

»Geh pieseln, Junge.« Er wischte sich ein paar verräterische Tropfen vom Nacken und wedelte die Fliegen weg.

Artig pinkelte ich in hohem Bogen in die Büsche, während die Mame ihre Röcke hob und sich in den Nachbarbusch verzog.

»Was machen die Leute da, Tate?« Viel lieber wendete ich mich an meinen vergötterten Tate, der mich nie schlug oder schimpfte, im Gegensatz zu meiner unberechenbaren Mame, die ihre jugendlichen Launen an mir ausließ.

»Sie dreschen.«

»Wen verdreschen sie?«

»Nicht verdreschen. Dreschen. Schau, Djoko …« Mein Tate drehte mich so, dass ich den kreisrunden Platz auf der ebenen Fläche sehen konnte, in deren Mitte ein Pfahl steckte.

»Dieser Pfahl dient zum Getreidedreschen, siehst du?«

Zwei Ackergäule trotteten gemächlich im Kreis herum, mit einem langen Seil an den Pfahl gebunden, in ihr Schicksal ergeben.

»Warum gehen die Pferde im Kreis?«

»Ach Junge, frag deinem Vater keine Löcher in den Bauch!« Meine Mame war mit dem Pieseln fertig und kam hinter den Büschen hervor. »Sammele lieber ein paar Beeren, damit wir anständig Rast machen können.« Behände ließ sie sich neben uns auf einem Baumstumpf nieder und wickelte das frisch gebackene Brot und den würzig riechenden Speck aus dem Tuch, das sie mit einem Knoten zusammengebunden und auf dem Rücken getragen hatte.

»Lass den Jungen Fragen stellen!« Tate zupfte ein frisches grünes Blatt aus dem Fresspaket und stopfte es sich in den Mund. »Sonst lernt er doch das Landleben nie!«

»Magst du probieren?«

Der saftig frische Geschmack des knackigen Salatblattes zerging mir auf der Zunge.

»Schau, die Pferde gehen im Kreis herum, um die Getreidekörner aus den Halmen zu treten.«

»Und was machen die Leute mit den Schaufeln?«

»Sie werfen den verbleibenden Rest gegen den Wind, und so sind die Getreidekörner von der Spreu getrennt.«

»So trennt man die Spreu vom Weizen.« Krachend biss die Mame in eine Paprika. »Sagt man doch so.« Sie kaute verzückt und wischte sich roten Saft vom Kinn.

»Den Platz hier nennt man den Arman«, klärte Tate mich geduldig weiter auf. »Der Arman wird von mehreren Familien in Gemeinschaftsarbeit genützt. Du warst auch schon hier, im letzten Sommer. Kannst du dich daran noch erinnern? Wir haben das Mittsommernachtsfest gefeiert!«

»Stipan, da konnte der Kleine ja kaum laufen! Wie soll er sich daran erinnern?« Mame schenkte sich aus dem mitgebrachten Krug Wasser in den Becher.

»Ich erinnere mich aber wohl!«, behauptete ich, um auf jeden Fall auf der Seite von meinem Tate zu sein.

»Und was ist das da unten im Tal? Das Spitze, das in den Himmel ragt?« Mit ausgestrecktem Finger zeigte ich auf den steinernen grauen Turm. Eigentlich buhlten die Mame und ich ständig mit kindlicher Eifersucht um Tates Aufmerksamkeit.

»Das ist ein Kirchturm. Er gehört zur Siedlung Sokolice, wo deine Großeltern wohnen.«

»Warum sind da zwei Kreuze drauf?«

»Weil wir serbisch-orthodoxe Christen sind.«

»Was sind särbisch orthodexe Christel –«

»Es reicht!« Mame sprang auf. »Der Junge fragt uns noch Löcher in den Bauch! Wenn wir heute bei Opa und Oma ankommen wollen, gehen wir jetzt weiter!« Leichtfüßig sprang sie auf die Füße und richtete ihre Röcke und ihr Bündel neu. »Und untersteh dich, den Jungen weiter zu tragen! Du verwöhnst ihn mir zu sehr! Das muss ich nachher wieder ausbaden!«

Abwärts ging es nun zuerst über einen steilen Weg durch einen dunklen Wald, dann über weite Wiesen, auf denen friedlich Pfer-

de grasten. Jetzt mussten wir nur noch einen breiteren Bach überqueren, auf einem schmalen Holzsteg. Da der aus rohen Holzplanken zusammengezimmerte Steg stark wackelte, hob ich Hilfe suchend meine Arme zu Tate hinauf. Ein Geländer gab es natürlich nicht.

»Der Junge soll laufen!«, beharrte Mame. »Sonst trägst du ihn eines Tages noch zur Schule!«

Also nahm ich all meinen Mut zusammen und rannte barfuß, so schnell mich meine Beinchen trugen, über die Holzplanken. Obwohl ich vom vielen Barfußlaufen eine starke Hornhaut an den Fußsohlen hatte, spürte ich doch den stechenden Schmerz, als sich ein herausstehender dicker Nagel in meine rechte Ferse bohrte.

»Au, ich habe mir wehgetan!« Ich hüpfte auf dem linken Bein und fing an zu weinen.

»Jetzt reiß dich zusammen und lauf weiter! Oder willst du, dass wir alle noch hineinfallen? Ich habe heute mein Festtagsgewand an!« Meine Mame packte mich im Nacken und schob mich mit eisernem Griff vor sich her. Der Steg schwankte umso stärker, und vor Angst und Schmerz heulte ich laut.

»Au, au, in meinem Fuß steckt was drin!« Es fühlte sich an wie ein Schlangenbiss oder ein Wespenstich.

»Wir sind gleich bei den Großeltern, und dann kannst du dein Bein ausruhen.«

Gutmütig, wie mein Tate war, stemmte er mich wieder huckepack auf seinen breiten Rücken, und ich kuschelte mich Trost suchend an ihn und presste mein tränenfeuchtes Gesicht in seinen braun gebrannten Nacken. Dabei legte ich meine Ärmchen um seinen starken Hals und strich mit meinen Fingern behutsam über seine Bartstoppeln. Er roch so gut nach frischem Gras, nach starken Gewürzen und nach Tabak! Ich hätte mein Leben dafür gegeben, immer nur an ihm riechen zu dürfen.